Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 22. September 1835.

114

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die weiße Locke.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Abend trat Eduard in Amaliens Zimmer; die Amtmänninn bereitete den Thee und wollte sich entfernen, wie der Baron die Papiere hervorzog, aber er bat sie freundlich, da zu bleiben.

„Sieh, meine Amalie," begann er, „ich hatte dir ein buntes, zierliches Märchen zugedacht, das dir die Geschichte der weißen Binde erzählen sollte, und kann dir nun nur eine einfache Erzählung bringen, welche mein Großvater selbst niedergeschrieben hat, und die vor meinem Gebilde den Vorzug der Wahrheit hat." Er ordnete, während die lauschenden Frauen näher rückten, die Papiere, um dann ungestört lesen zu können.

In einsamen Stunden geschrieben von Conrad Freyherrn von Adlerstein.

Meine ersten Erinnerungen versetzen mich in ein hohes, alterthümliches Gemach, das ich mit meiner Mutter bewohnte. Ich war unter vier Geschwistern der einzige Knabe und daher der Liebling meiner Eltern. Ich hatte das Vorrecht mit meiner Mutter in einem Zimmer zu schlafen, weil sie mich nicht der Pflege der Wärterinn überlassen wollte. Meine Mutter pflegte früh aufzustehen, ich aber war ein kleiner Langschläfer, denn wenn meine Mutter schon längst angekleidet an mein Bett trat, um mich zu wecken, schlief ich, ein vierjähriger Bube, immer noch, oder stellte mich schlafend, um noch ein Weilchen ruhen zu können.

Meine Mutter war eine hochgestaltete Frau mit einem blassen Gesichte und sanften, blauen Augen, die mich immer anlächelten. Ihr schönster Schmuck war vorzüglich langes, dunkelblondes, seidenweiches Haar. Damals war der Puder nicht Mode und wenn ich früh in meinem Faulbette lag, sah ich gewöhnlich meiner Mutter zu, wie sie ihr langes Haar aufflocht, aufs Neue ordnete und dann zierlich aufnestelte.

Ich war ein hübscher Junge mit langen hellbraunen Locken, die ich mit

besonderer Vorliebe, ja mit geheimer Eitelkeit betrachtete, da ich wohl bemerkte, daß meine ältern Schwestern mich um diese Zierde beneideten. Was mein Wohlgefallen an schönen Haarflechten vorzüglich erhöhte, war der Anblick meiner Gouvernante, die fast immer in einer häßlichen Perücke erschien, welche mir manches Gelächter entlockte. Ich machte mich auf kindische Weise oft lustig über sie und fand darin viel Beystand an der kleinen Tochter unsers Predigers, einem hübschen, blondlockigen Mädchen, dem ich besonders zugethan war. Von den Eltern wurde ich fast abgöttisch geliebt, von den sanften Schwestern nicht beneidet und so entschwanden mir harmlos die Jahre der Kindheit. Mein Vater hatte mir eine gute Erziehung geben lassen, denn er selbst war meist auf der Jagd. Ich hatte viel und vieles gelernt und sollte nun drey Jahre auf Reisen gehen.

Der Abschied vom Vaterhause ward mir schwer. Meine Mutter war fast untröstlich, der Vater beruhigte sie mit den Worten: daß jeder junge Mann von Stande die Welt sehen müsse, und ich versprach oft zu schreiben. Die Hoffnung, lustig und frey in der Welt herumzuschwärmen, hatte viel Reizendes für mich und so schied ich denn endlich guten Muthes, begleitet von den besten Wünschen der Schwestern und dem Segen meiner Eltern. Mein Hofmeister war ein liebenswürdiger Mann, ich fühlte mich in seinem Umgange so wohl, daß ich seine guten Lehren mit wenig Ausnahmen immer befolgte. Meine Eltern schrieben mir oft, die Schwestern hatten sich ziemlich zu gleicher Zeit verheirathet, der Vater besuchte nach wie vor den Wald, nur die Mutter kränkelte.

Drey Jahre waren mir, bey aller Sehnsucht nach der Heimat, fast im Fluge entschwunden. Ein Brief vom Prediger meldete mir den schnellen Tod meines Vaters und obschon ich augenblicklich die Reise nach der Heimat antrat, fand ich doch seine Hülle nicht mehr über der Erde. Auch die sanfte Mutter fand ich als Leiche. Der Verlust meiner Eltern schmerzte mich tief, ich vermißte sie überall in der väterlichen Burg, besonders die milde, gütige Mutter.

Die Zeit linderte meinen Schmerz; ich ordnete die Papiere meines Vaters und sah mich jetzt, nach der Theilung mit meinen Schwestern, reicher, als ich gedacht hatte. Die schönen Güter waren Mannlehen und ich war durch sie einer der ersten Vasallen meines Fürsten. Verwandte und Freunde kamen meine Einsamkeit zu beleben, ich war gastfrey und mein Schloß oft wochenlang von Gästen nicht leer. In den sonst so stillen Gemächern des Schlosses ertönte jetzt Tanzmusik und der Jubel fröhlicher Zecher. Nur das Gemach meiner Mutter blieb wie ein Heiligthum jedem Fremden unzugänglich. Es hat die schönste Aussicht unter allen Zimmern des Schlosses; dazu ist das anstoßende, alterthümliche Closet so heimlich und traulich, daß ich diese beyden Gemächer im Stillen meiner zukünftigen Gattinn zudachte.

Meine jüngern Freunde wollten mich bereden Kriegsdienste zu nehmen, ich aber haßte das Tactmäßige, Abgemessene dieses Standes und beschloß, meine Tage im Kreise meiner Unterthanen, auf meinen Gütern in segensreichem Wirken zu verleben. Wenn die Gäste mich verlassen hatten und ich so allein durch die hohen Gemächer ging, dachte ich wohl mehrmals ernsthaft daran mich zu vermählen, aber noch hatte kein Mädchen einen bleibenden Eindruck auf mich hervorgebracht, und unter den vielen Basen, welche in Begleitung von Müttern und Tanten mich auf meinem Schlosse heimsuchten, zog

nicht Eine mich an. Ich brachte die Wintermonate in der Residenz zu, aber auch hier in dem bunten Getümmel fand ich das Wesen nicht, dessen Seele und Gestalt mir so liebenswürdig schien, um ihm gerne meine Freyheit zu opfern. Einer meiner Freunde hatte mich schon oft vergebens eingeladen, ihn und das Haus seiner Eltern zu besuchen. Ich wußte, daß er die Idee hatte mich mit einer von seinen Schwestern zu verbinden, und dieß hielt mich ab, obgleich ich gehört, daß diese Schwestern ausgezeichnet schön seyen. Der Baron von Steinfeld liebte die Geselligkeit wenig und die Töchter hätten daher wohl auf jedes Vergnügen verzichten müssen, wenn nicht eine Tante in der Residenz sie sehr oft zu sich eingeladen hätte. Diesen Winter waren sie nicht bey ihr gewesen, weil sie um einen Oheim trauerten.

An einem der ersten Frühlingstage bat mich mein Freund Steinfeld so dringend, mit zu seinen Eltern zu reisen, daß ich diesen Vorschlag nicht ablehnen konnte. Auf unserm Ritte nach Rombach sprach Ernst (dieß war sein Taufname) viel von den guten Herzen seiner Schwestern, welche den Vater vermocht hätten, die verwaiste Tochter seines Bruders bey sich aufzunehmen, und dieser Zug von Wohlwollen nahm mich sehr für sie ein. Der alte Steinfeld empfing mich sehr verbindlich, Frau von Steinfeld sehr zutraulich. Sie beeilte sich, ihre Töchter zu rufen, ich kam ihr aber zuvor und eilte hinab in den Garten, wo sie sich befanden. In einer Fliederlaube saßen die Fräuleins, neben ihnen eine junge Dame in tiefer Trauer, die Base. Aurelie, die älteste Schwester meines Freundes, war eine zarte, feine Gestalt. Hellblonde Locken ringelten sich um das kleine Köpfchen, aus den blauen Augen blitzte Muthwillen und um den Mund schwebte ein schalkhaftes Lächeln. Dazu hatte sie ein allerliebstes Näschen, eine so feine, weiße Hand, daß ich sie augenblicklich für die schönste gehalten haben würde, wäre nicht die jüngere Schwester, Florentine, neben ihr gestanden.

Florentine war hoch gewachsen; sie glich der Centifolie, die eben im Aufblühen ist. Das dunkle Gewand ließ den Schnee der schönsten Achseln nur noch heller leuchten. Schwarzes Haar war in zierlichen Flechten um den Kopf gelegt, aus den dunklen Augen blitzte eine düstere Glut, den schönsten Mund umgab ein Zug von Hohn, der aber augenblicklich der holdesten Freundlichkeit wich, als ich sie anredete. Die junge Base bemerkte ich kaum, sie mischte sich gar nicht in das Gespräch und ging schweigend neben uns dem Schlosse zu.

Beym Thee schenkte sie ein, leistete den Basen und der Tante allerley kleine Dienste und verließ zeitig das Gemach, um das jüngste Kind der Frau von Steinfeld zur Ruhe zu bringen. Ich fand es ganz natürlich, daß sie sich der Familie nützlich zu machen suchte, und ihre schönen Basen beschäftigten mich so, daß ich ihrer endlich kaum mehr gedachte.

Auf dem Heimritte umschwebten mich die reizenden Gestalten und ich wußte nicht, sollte ich Florentinen, sollte ich Aurelien den Preis zuerkennen. Florentine war schöner, ernster, vielleicht einer tiefern Neigung fähig, aber Aurelie besaß so viel kleine Reize, eine so bezaubernde naive Schalkhaftigkeit, daß ich über ihr fast Florentinen vergaß. Ich besuchte nun öfter das Haus des Baron von Steinfeld, immer in der Absicht mich endlich für eine zu entscheiden, und stets kehrte ich noch unentschlossener zurück. Ging ich mit dem Vorsatz in des Barons Zimmer, um ihn um Aureliens Hand zu bitten, so stand Florentine da und blickte mich mit ihren

Wunderaugen so glühend an, daß mir das Wort auf den Lippen erstarb, und wollte ich der Baroninn meine Neigung für Florentinen erklären, so kam Aurelie gehüpft und warf mich lachend mit Blumen, bis ich ihr nacheilte, ihr einen Kuß zu rauben, den sie mir auch ungeziert gab. Deutlich hatte ich mich noch gegen keine der Schwestern ausgesprochen. Daß ich ihnen nicht gleichgültig war, sah ich wohl. Aurelie war aufrichtig und herzlich gegen mich, Florentine erröthete, so oft ich sie anredete, und ward bitter, wenn ich Aurelien den Vorzug zu geben schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

(Dreysylbig.)

Die Erste nennt des Schöpfers Lichtgedanken,
Als er die Erd' und ihren König schuf;
Sie hält das All' in festgestellten Schranken,
Ihr folgt die Welt — nicht blindem Schicksalsruf.
In jedem Kunstwerk ist sie zu erkennen,
Auch stellt sie uns, was ist, im Keime vor;
Auch mögt damit das Schachbret ihr benennen,
Das Mars zum blut'gen Spiele sich erkor.

Die Zweyte mit der Dritten zieht im Fluge
Vor uns'rem überraschten Blick entlang;
Bald folgt der Jammer ihrem düst'ren Zuge,
Bald träuft von ihren Schwingen Sang und Klang.
Dem Frohen sind sie flüchtige Secunden,
Dem Dulder — Jahre, den Entschlaf'nen — nichts;
Wenn ihres Reigens letzter einst entschwunden,
Dann winkt ein Wiederseh'n im Reich des Lichts.

Das ganze Wort, der Nachbarsprach' entnommen,
Nennt einen Raum, bestellt durch Menschenfleiß;
Die Früchte, die darauf zur Reife kommen,
Sind oft bethaut von armer Sclaven Schweiß.
Weit über'm Meer, umrauscht von Urwaldschauern,
Bedeckt es meilenweit das üpp'ge Land:
Was dort gedieh, erzeugt mit schwerem Trauern,
Wird leicht vergeudet an Europa's Strand.

Joh. Gabr. Seidl.

Kunstanzeige.

„Johannes der Evangelist," Hochaltarbild, bestimmt für die in Erlau neuerbaute Domkirche, entworfen und ausgeführt von Joseph Dannhauser.

Seit mehreren Wochen dem öffentlichen Anblick freygegeben, mit einer Bereitwilligkeit, die dankbare Beachtung verdient, hat das anzuzeigende Werk zahlreiche Kunstfreunde, fast aus allen Classen der Gesellschaft um sich versammelt, und so lebhafte, so anhaltende Bewegungen des Beyfalls hervorgebracht, daß dieselben eine Verlängerung der für den Genuß des Anschauens festgesetzten Zeitfrist veranlaßten. Wenn dergleichen Zeichen der Anerkennung mit Recht überall eine günstige Meinung für den Werth des Geleisteten erwecken, so legen sie von der andern Seite auch einen sehr erfreulichen Beweis für die Empfänglichkeit des hiesigen Publicums ab, und durften daher in einer Wiener Zeitschrift, welche die Interessen der Kunst zu befördern strebt, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der Neubau der Erlauer Domkirche begann i. J. 1832, nach dem Entwurfe und unter der Leitung des Architekten Hild, und schon i. J. 1834 stand die Kathedrale vollendet da, so richtig waren die Mittel der Ausführung bedacht, so glücklich wurden sie verwendet. Selbst in Ermangelung näherer Angaben ist man gezwungen, hiebey eine Verbindung bedeutender und mannigfaltiger Kräfte vorauszusetzen, um sich die schnelle Erreichung des vorgesteckten Zieles erklären

zu können. Mag übrigens die Erlauer Domkirche in ihrer verjüngten Gestalt keine Vergleichung mit jener zu Gran vertragen, insofern diese, übereinstimmenden Berichten zufolge, durch die Gewalt ihrer grossartigen Dimensionen, Massen und Umgebungen, weit über die gewohnte Weise der Gegenwart hinausgeht, und in solcher Beziehung sich den bewunderten Denkmälern der Vorzeit würdig anreiht; so wird es dessenungeachtet vergönnt seyn, die Namen der beyden Männer neben einander zu stellen, welche vermöge ihrer Einsicht, Thätigkeit und Fürsorge die Seele jener Kirchenbaue waren. In Gran stand an der Spitze der Unternehmung der verstorbene Fürst-Primas von Ungarn, Alexander von Rudnay, mit der bekannten Energie seines Geistes und Willens, in Erlau der dortige Erzbischof Se. Excellenz Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör. Vielleicht hat das ruhmvolle Beyspiel von Gran als Vorbild der Nacheiferung gedient für das, was in Erlau geschehen ist, dann würde letztere Parallele eine nationale Bedeutung haben und im besten Sinne gerechtfertigt seyn. Jedenfalls ist Ungarn unter den Ländern der österreichischen Monarchie dasjenige, wo der Bund zwischen Kirche und Kunst neuerdings im hellsten Lichte glänzt. Auch die Poesie fehlt nicht, ihn zu verschönern; sie besitzt in dem Erzbischof von Erlau einen epischen Sänger, der auf einem Gebiete der Darstellung, wo es für die Modernen unendlich schwer, ja beynahe unmöglich ist, den höchsten Preis zu gewinnen, mit entschiedenem Erfolge nach demselben gerungen hat. Die Verherrlichung Österreichs und seiner glorreichen Tage beseelte den Dichter, daher ist es ganz in der Ordnung, hier an frühere Verdienste zu erinnern, damit das frischerworbene durch sie desto klarer werde.

Der Gegenstand der Darstellung, welcher die vorherige auf dem Hochaltarbilde der alten Kirche dem wesentlichen Inhalte nach wiederholt, jedoch mit freyen und sehr bedeutenden Verbesserungen, ist aus dem Kreise der Tradition genommen. Sie erzählt, daß Johannes der Evangelist, unter dem Kaiser Domitian verurtheilt, an der Porta latina von Rom in siedendem Öhle sein Leben zu enden, durch die Dazwischenkunft eines Wunders, unversehrt erhalten, darauf nach der Insel Pathmos verwiesen worden sey, wo er unter den Gnadenwirkungen außerordentlicher Erleuchtung seine letzte Schrift, die Offenbarung, abgefaßt habe. Das Bild ist ohne den Rahmen 19 Schuh 8 Zoll hoch, 13 Schuh 3 Zoll breit, umfaßt mithin einen sehr beträchtlichen Raum, wie ihn die Natur des Gegenstandes nothwendig verlangte, sollte derselbe ergreifend geschildert werden. Zwey entfernte Zeitpuncte dergestalt zu verbinden, daß die Anschauung des einen zugleich die Vorstellung des andern gibt, ist eine schwere Aufgabe, die aber der Erfindungsgeist unseres Künstlers in der Hauptsache untadelhaft gelöst hat. Der gewählte Moment geht den Voranstalten des zu vollziehenden Todesurtheils unmittelbar vorher, wogegen das Urbild, wie es der Kürze wegen heißen mag, laut eingezogener Erkundigung, Johannes die Feuerprobe in dem Martergefäß sichtlich bestehen läßt. Das Wundervolle der Errettung ist für die Wirkung des Augenscheins nicht anders zu bezeichnen als durch das stärkste Hervorheben des Vorganges mit allen den Nebenbeziehungen, die zur Erhöhung der Anschaulichkeit beytragen; geschieht dieß, dann beherrscht das Gegenwärtige den Blick so ausschließend oder doch mit einem solchen Übergewicht, daß die Andeutung des Zukünftigen dadurch verdrängt, wenigstens verdunkelt wird. Im Wege der Vergleichung behauptet daher die von Dannhauser getroffene Abänderung unbedingt den Vorzug. Tief entkleidet, gefesselt an den Armen, die Augen gen Himmel gerichtet, steht Johannes in der Mitte des Bildes mit einem Ausdrucke des Entzückens, das in seiner freudigen Ergebung bereits den Jubel der Erlösung anstimmt. Niedergeworfen von dem Schrecken des Bevorstehenden und dem Gefühle der zärtlichen Ehrfurcht umfaßt einer seiner Anhänger küssend den Fuß des Evangelisten. Zur Linken des Beschauers zeigt sich als Hauptfigur der römische Prätor im Schmucke seiner Würde; seine imposante Haltung verkündigt Festigkeit des Willens, doch schaut er mit Erstaunen auf die wonnige Entsagung des Johannes hin, als schwebte ihm eine Frage auf den Lippen, während er einen zerbrochenen Stab in den Händen hält, der ihm offenbar in der Absicht gegeben ist, das gefällte Todesurtheil recht greiflich zu verdeutlichen. Hinter dem Prätor bemerkt man zwey römische Krieger; sie erscheinen ziemlich theilnahmlos und entfernen sich so auf keine Weise von den Grenzen ihrer nächsten Bestimmung. Weiter abwärts thront im wirksamen Dunkel, wie in einer Verschattung, der blitzschleudernde Jupiter. Gegen ihn wendet sich einer seiner Priester mit erhobenen Händen; erfüllt von heidnischem Feuereifer ruft er durch seine Bewegungen und Umblicke die anwesenden Christen zur Verehrung des Donnerers auf, zürnend, daß die Herrschaft seines Gottes durch die Verbreitung des Evangeliums je länger je mehr gefährdet wird. Eine Gruppe von Zuschauern auf der Porta latina gibt den Ort der Handlung mit erwünschter Bestimmtheit

an. Noch sind auf derselben Seite bis zur Mitte hin einige andere Nebenfiguren eingeschaltet, damit an ihnen die Verschiedenheit der obwaltenden Verhältnisse durchleuchte. Zur Rechten sind die Vorbereitungen zur Vollziehung des Urtheils sichtbar; mehrere Marterknechte theilen sich ganz behaglich in das Blutgeschäft, mit Seelen, welche die Gewohnheit ihres entsetzlichen Handwerks längst abgestumpft hat. Ein Knabe trägt zur Unterhaltung des Feuers mit naiver Thätigkeit Holz herbey. Die aufsteigenden Rauchwolken stufen sich nach Maßgabe der Höhe ab und bilden mit dem lichten Blau des Himmels auf der entgegengesetzten Seite einen bedeutungsvollen Contrast. Die zweyte Region des Bildes, die Versichtbarung des Zukünftigen, beginnt in einiger Entfernung über dem Haupte des Johannes, wo ein Engel sich gegen ihn herabsenkt, mit dem Buche des Evangeliums in der einen und mit der dargereichten Feder in der andern Hand, umgeben von dem Symbole des Adlers, dem üblichen Beyzeichen des Evangelisten. Oben schließt sich das Bild in Gestalt eines Halbkreises ab, der Sendung des Engels das Gewicht einer allumfassenden Bedeutung in der Person des Erlösers hinzufügend. Christus, in sitzender Stellung, das Kreuz haltend, um dessen Fuß aufgeschlagene Bücher liegen, erscheint als das lebendige Heil der Welt, für welches sein Lieblingsjünger den Tod des Märtyrers zu sterben bereit war.

Vorstehende Beschreibung wird die Vorzüge der Composition hinlänglich zu erkennen geben, während sie zugleich geeignet seyn dürfte, den lauten und gerechten Beyfall des Publicums, so weit er auf die Darstellung des durchgehenden Gedankens abzielt, genügend zu erklären. Alle Hauptbeziehungen sind mit eindringlicher Deutlichkeit dargelegt; über dem Ganzen waltet ein Geist der Erfindung, der um so mehr gerühmt werden muß, da derselbe Gegenstand noch wenig bearbeitet ist, mithin das Verdienst der Originalität um so erheblicher wird. Sollte aber der gewählte Moment, trotz seiner bewunderten Wirkungen, wirklich der fruchtbarste, der erschöpfendste seyn? Ref. ist weit entfernt, seine Ansicht in der Form einer Entscheidung auszusprechen, er will sie aber auch nicht aus furchtsamer Bedenklichkeit verschweigen, sondern legt sie unbefangen der Prüfung nachdenkender Leser vor. Überall, wo es wesentlich auf die Bezeichnung des Wunderbaren ankommt, soll dasselbe wohl so prägnant, als es nur immer möglich ist, ausgedrückt oder angedeutet werden. Nehmen wir an, daß wir Johannes nicht vor der versuchten Erfüllung des Todesurtheils erblicken, sondern in dem Zeitpunct, da die Entschiedenheit seiner unbegreiflichen Rettung unmittelbar wie ein Zeichen des Himmels um sich greift und selbst die unempfindlichsten Gemüther in eine Art von Betäubung versetzt: muß dann der Eindruck des Wunderbaren nicht nur an Mannigfaltigkeit, sondern auch an Stärke gewinnen? Wird er das Bild nicht mit dem Zauber des Überschwenglichen beleuchten? Und ist dann die Entzückung des Evangelisten, das Herabkommen des Engels, ja selbst die Erscheinung Christi nicht noch natürlicher, sinnvoller und kräftiger zu motiviren, als es geschehen ist, und zwar mit dem Erfolge eines Talents, dem die aufgestellte Meinung sein Verdienst weder verkümmern kann, noch soll? Auch die Schergen der in ihrem Dienste plötzlich gehemmten Gerichtsobrigkeit dürften in dem vorausgesetzten Falle sich noch besser mit dem Inhalte des Ganzen einigen. Die Vorstellung der marterhaften Zurüstungen ist mit vieler Ausführlichkeit behandelt, vielleicht etwas überboten; doch darüber pflegt der Geschmack getheilt zu seyn und das große Publicum von Wien und Erlau wird dem Künstler dafür danken; die einzelnen Stimmen der Andersdenkenden lassen es sich gewiß gern gefallen, in dem Geräusche des allgemeinen Beyfalls zu verklingen. Ob der Prätor den zerbrochenen Stab nach dem üblichen Gebrauche der römischen Rechtspflege in der Hand hält, ist wohl leichter zu verneinen als nur zu bezweifeln; indessen trägt jenes Auskunftsmittel sehr viel zur Versinnlichung des Vorgangs bey und ist insofern unbedenklich zu entschuldigen. Der über dem Haupte des Verbrechers zerbrochene und ihm nachher vor die Füße geworfene Stab bezeichnet, wie Jacob Grimm in seinen deutschen Rechtsalterthümern bemerkt, die Unwiderruflichkeit des gefällten Urtheils, welche denn freylich, verstatten wir auch die Übertragung einer germanischen Sitte auf den römischen Prätor, wegen der nachherigen Abänderung seiner Entscheidung, nicht vollkommen passen will. In Absicht auf Ausdruck zeichnen sich als Hauptpersonen Johannes und der Prätor aus. Die Entzückung des Evangelisten verleiht dem Bilde eine ungemeine, hinreißende Lebendigkeit; man könnte sie noch etwas geistiger wünschen, doch entschädigt dafür der Überdrang freudiger Hingebung.

Wie die meisten heutigen Künstler, unter ihnen selbst solche, die der Strenge des Kirchenstyls nachstreben, hat auch Dannhauser den Evangelisten im jugendlichen Alter dargestellt, offenbar in der Absicht, den Forderungen des Schönheitsinnes zu ge-

nügen. Ref. hat schon anderswo auf Veranlassung eines Bildes von Heinrich Heß, bekanntlich einem sehr achtbaren Meister, sich dahin geäußert, daß der Ausdruck des Jugendlichen mit dem Charakter des Evangelisten zu streiten scheint; es ist kein Grund vorhanden, dieselbe Bemerkung hier zu unterdrücken. Verurtheilt unter dem Kaiser Domitian mußte Johannes damals schon hoch betagt seyn; wäre er als schöner Greis aufgefaßt, so würde er dem gegenwärtigen Jünglinge sicherlich nicht nachstehen, außerdem mit der Zukunft seiner irdischen Bestimmung in eine nachdrücklichere Verbindung treten. Vortrefflich sind die Köpfe der Gesellen gerathen, welche mit den Vorrichtungen zur Marter beschäftigt sind; mögen immerhin dabey lebendige Modelle mitgeholfen haben, was nur zu loben wäre, so unterliegt doch die Gabe einer freyumbildenden, schöpferischen Conception nicht dem geringsten Zweifel. Eine prächtige, mit vielem Fleiße ausgeführte Gestalt ist der Prätor. Und nun noch ein leises Wort von Christus. Der Gegenstand gehört zu den höchsten; die Kunstforderungen lassen sich dabey nicht so beliebig herabstimmen, als einige Künstler und ihre Freunde zu glauben scheinen, sie sind in der Eigenthümlichkeit des Darzustellenden begründet. Weder Overbeck, noch Cornelius, noch Heinrich Heß haben in ihren Christusbildern die großen Muster der Vorzeit erreicht; so kann es denn auch nicht befremden, wenn Dannhauser dasselbe Schicksal noch merklicher theilt. Die sitzenden Figuren scheinen ihm nicht im gleichen Grade zu gelingen als die stehenden. Er hat sich vor längerer Zeit, noch jetzt ein junger Mann, durch seine geistreichen Genrebilder einen Namen gemacht. Gegenwärtig widmet er sich, wie man sagt, je länger je mehr, der Historienmalerey. Unnütz ist es, auf den Streit der Schulen und ihrer Methoden einzugehen; indessen bedingt die Historienmalerey, welcher Fahne auch der Künstler folgen mag, unabänderlich jenen Inbegriff des Verfahrens, welcher mit Recht Styl genannt wird. Ein Genremaler wird so leicht nicht ganz ungestraft das Gebiet der Historienmalerey betreten; die Verschiedenheit der beyden Gattungen ist zu groß, als daß nicht hier und da unzeitige Erinnerungen übergreifen sollten. Was nach den Gesetzen der menschlichen Thätigkeit jedem in einer ähnlichen Lage begegnet, das hat auch Dannhauser erfahren. Kleinlich wäre es, den theilweisen Spuren jener Vermischung mäkelnd nachzugehen; ein Wort erspart zuweilen viele. Überhaupt macht diese Anzeige keine Ansprüche auf eine erschöpfende, kritische Erörterung. Man wird es also vernünftigerweise nach einem so unumwundenen Geständniß nicht als Anmaßung auslegen, wenn zum Schlusse, um dem etwaigen Widerspruche der Meinungen zu begegnen, und in wiederkehrenden Fällen einen Schild der Nothwehr übrig zu behalten, eine höchst beherzigungswerthe Äußerung unseres verewigten Göthe aus seinen Propyläen angeführt wird, die überall gar manchen Hader schlichten würde, dächte man häufiger an dieselbe. „Bey Betrachtung der Kunstwerke“ — so sagt er — „eine hohe, unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben, bey Beurtheilung dessen, was der Künstler geleistet hat, einen Maßstab anzuschlagen, der nach dem Besten, was wir kennen, eingetheilt ist, eifrig das Vollkommenste aufzusuchen, den Liebhaber so wie den Künstler immer an die Quelle zu verweisen, ihn auf hohe Standpuncte zu versetzen, bey der Geschichte, wie bey der Theorie, bey dem Urtheile wie bey der Praxis immer gleichsam auf ein Letztes zu dringen, ist löblich und schön, und eine solche Bemühung kann nicht ohne Nutzen bleiben.“

Wähner.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen des Hrn. Hammermeister, k. preußischen Hoffängers.

Hr. Hammermeister, so viel wir wissen zum ersten Male in Wien, ist vor dem Publicum unseres Operntheaters bisher nur in zwey Rollen aufgetreten, und hat uns deßhalb noch keine Gelegenheit gegeben, die Vielseitigkeit seines Talentes und seine musicalische Ausbildung in einem Grade zu würdigen, wie beyde es vielleicht verdienen. Die erste Parthie, in welcher wir Hrn. Hammermeister sahen, war die Titelrolle in Mozart's „Don Juan.“ Von allen Opernparthien, in welchen der Darsteller nicht hinter dem Sänger zurückbleiben darf, ist diese vielleicht die dankbarste und brillanteste, und wir haben Schauspieler gesehen, die, als Sänger nur zu untergeordnetem Range berechtigt, in dieser Rolle einen nicht unbedeutenden Erfolg davontrugen; als Gesangparthie im engeren Sinne des Wortes bleibt sie immer eine schwierige, beynahe gefährliche Aufgabe, eben weil die Sorge und die Wichtigkeit des Spieles den Sänger kaum zu Athem und zur vollen, ruhigen Entwickelung seiner Mittel kom-

men läßt. Hr. Hammermeister zeigte sich als Darsteller gewandt, sicher, auf der Bühne zu Hause, in Sprache und Haltung tadellos. Sein Gesang ist correct, von guter Schule zeigend, ausgebildet und geschmackvoll; seiner Stimme mangelt es weder an Stärke noch an Umfang, wohl aber an jener klangreichen, selbst die erste Jugend überdauernden Frische, welche nun einmal ein unmittelbares Geschenk des Himmels ist und unserm Ohre wie unserm Gefühle auf gleiche Weise wohlthut. — Zu den vorzüglichen Einzelnheiten in der Leistung des Gastes gehörte das sehr hübsch gesungene Duett mit Zerlinen im ersten, so wie das Ständchen im zweyten Acte, welche Stücke, so wie überhaupt die ganze Darstellung, mit reger, für Hrn. Hammermeister ehrenvoller Theilnahme aufgenommen wurden. — Die zweyte Rolle, in welcher wir, nach einem ziemlich langen Zwischenraume, unseren Gast auftreten sahen, war die Parthie des Rafael in der gleichnamigen Oper des gegenwärtig bey diesem Hoftheater angestellten Capellmeisters Telle. Auch diese Parthie macht in der Ausführung an den Schauspieler wie an den Sänger gleich dringende Forderungen; Hr. Hammermeister wußte denselben, obwohl vorzugsweise in ersterer Beziehung, auf erfolgreiche Weise zu genügen. Sein Spiel verrieth recht eigentliches Schauspielertalent, und einige Scenen ließen nichts zu wünschen übrig. Im Gesange schien unserem Gaste bisweilen die durch den Charakter der Rolle und der Musik geforderte Kraft auszugehen; in allem Übrigen verdient Hr. Hammermeister unbedingtes Lob. Daß übrigens auch die gelungenste Darstellung das Schicksal dieser Oper nicht zu wenden vermöge, hat der heutige Abend auf's Neue bestätigt; das Widerliche und bis zum Abgeschmackten Unsinnige des Textes wird ihrem Erfolge immer und ewig ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg setzen. Schade ist es um die in vielfacher Hinsicht verdienstliche Musik, die gewiß ein anderes Loos verdient hätte, als es ihr, mit solchem Texte vermählt, unausbleiblich zu Theil werden muß. — Die übrige Besetzung der Oper, welche seit ihrem ersten Erscheinen bis heute geruht hatte, war die alte geblieben, also gerade nicht sonderlich zu neuen Bemerkungen geeignet.

Wiederauftritt der Dlle. Mimi Dupuy.

Die Rückkehr dieser anmuthigen und beliebten Tänzerinn von einer Urlaubsreise nach Paris hat bey den Gönnern des Operntheaters eine erfreuliche Sensation gemacht und dem Balletwesen desselben einen neuen Aufschwung gegeben. So sahen wir seit längerer Zeit zum ersten Male wieder die Hauptparthie in dem Ballet „Die Nachtwandlerinn" mit jener Vollendung ausgeführt, welche Dlle. Dupuy als eine der ersten mimischen Darstellerinnen der Zeit characterisirt, und welcher wir bey früheren Gelegenheiten mit so vieler Auszeichnung gedacht haben. Nicht weniger interessant war das zweyte Debut der Künstlerinn als Ismela in dem überall bekannten und überall populären Ballet: „Der Blaubart." Abgesehen von einzelnen Tanzstücken, deren Werth sich nach den jedesmaligen Kräften der Anstalt richtet, concentrirt sich das Hauptinteresse dieses Ballets immer und allerorten in der bekannten Executionsscene am Schlusse, wo denn das gleichsam traditionelle, schon in der Oper „Blaubart" unerläßliche Haarschleifen natürlich nicht wegbleiben darf. Ohne untersuchen zu wollen, ob diese faustdicke Natürlichkeit denn wirklich so unerläßlich oder so über allen Ausdruck schön sey, müssen wir bekennen, daß die genannte Scene nicht leicht wahrer, anschaulicher und in der That grauslicher dargestellt werden kann, als es heute geschah. Vortrefflich spielte Dlle. Dupuy den Moment, wo ihr der verhängnißvolle Schlüssel von dem Wütherich abgefordert wird. Letzterer fand an Hrn. Stöckel einen ungemein geschickten Darsteller, der in einzelnen Momenten wohl etwas allzu stark aufträgt, aber durch seine Persönlichkeit und sein imposantes Wesen immer die Zuschauer zu gewinnen weiß. Die scenische Ausstattung des Ganzen verdient lobende Würdigung.

(Mit Nr. 38 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schickh's sel. Witwe.
Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.
Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.